

Quo vadis sociologia sociologica?

Notizen zum Soziologentag

Ein Hauch von Nostalgie wehte auf dem 25. Deutschen Soziologentag (9.-12.10.1990) durch Frankfurt. Aber eben nur ein Hauch. Der Wind blies aus einer anderen, postmodernen Richtung. In Reminiszenz an den 68er Soziologentag mit dem heute antiquiert anmutenden Motto 'Industriegesellschaft oder Spätkapitalismus?' schwelgte so manch ein Vortragender, doch nicht ohne sich im selben Atemzuge von der damals gestellten Alternative zu distanzieren. Die Soziologie, so wurde nicht versäumt zu betonen, sei reifer geworden, die 68er erwachsen, wir lebten heute in der 'post'-Zeit: postmodern und postsozialistisch.

Der von ca. 2500 SoziologInnen besuchte und damit bislang größte deutsche Kongreß stand in diesem Jahr unter der auf den ersten Blick dünnblütig erscheinenden Leitidee 'Die Modernisierung moderner Gesellschaften'. Hierin zeigt sich bereits eine wichtige Kategorie heutiger soziologischer Theorie und Nomenklatur, nämlich 'Selbstbezüglichkeit'. Kaum ein theoretisch anspruchsvolles Referat kam ohne Begriffe wie 'Selbstorganisation', 'Selbstreproduktion' oder 'Emergenz' aus. Das bereits vor den revolutionären Umbrüchen in Osteuropa festgelegte Motto bot aber außerdem inhaltlich genügend Raum, darüber zu streiten, ob die osteuropäischen Umwälzungen für Kontinuität oder für Diskontinuität in der Moderne stehen.

Der Frankfurter Oberbürgermeister Volker Hauff forderte zu Beginn des Kongresses die SoziologInnen auf, der Gesellschaft "weiter den Spiegel vorzuhalten, wenn nötig, sie auch zum Tanzen zu bringen." Doch stellen wir uns die Frage, ob die gegenwärtige Soziologie mit der banalen Aufgabe des bloßen 'Widerspiegelns' (erkenntnistheoretisch wäre die Vorstellung einer 'angemessenen Rekonstruktion' wenn

auch nicht unbedingt klarer, so aber jedenfalls sensibler gewählt) allein nicht schon überfordert ist.

Wenn der Vorsitzende der DGS Wolfgang Zapf in seinem Eingangsvortrag betonte, daß die Soziologie "in der Theorie und in quantitativen Großprojekten (...) international an der Spitze" liege und "wieder gefragter Partner in der interdisziplinären Kooperation" sei, so wurde ihm von seinem Bamberger Kollegen Ulrich Beck bereits im nachfolgenden Referat heftig widersprochen. Als erfreuliche Ausnahmeerscheinung seiner Zunft (sowohl in seinen Schriften, als auch auf dem Kongreß) verlor sich Beck nicht in verbalen Etikettierungen. Er bescheinigte der Soziologie Phantasielosigkeit in ihrer Theoriebildung und Kraftlosigkeit in ihrer Praxisumsetzung. Gleichsam forderte er sie auf, den sich abzeichnenden Konflikt "zwischen den Ländern, Regionen und Gruppen auf dem Wege in die Moderne verständlich zu machen." Den Blick in die Zukunft gerichtet, warnte er, "wenn wir sie nicht bleiben lassen, diese Art von Soziologie, dann leben wir auch in dreihundert Jahren noch in dieser Kleinfamilien-, Klassen-, Berufs- und Industriegesellschaft." Sein Postulat einer 'reflexiven Modernisierung' steht für eine kontinuierliche und konsequente Eigenkritik der modernen Gesellschaft, zumal die eigentlichen Probleme - wie u.a. die ökologische Krise - gerade erst beginnen.

Ähnlich kritisch, doch weniger konkret, fragte Luhmann, ob "man überhaupt mit dem klassischen Methodenkanon der empirischen Forschung zu einer Theorie der modernen Gesellschaft kommen (kann)". Im gewohnten Spiel mit Paradoxien referierte er seine etwa zehn Jahre alte Unterscheidung von Semantik und Sozialstruktur. Neben ein paar Bemerkungen zum Begriff der

Technik behandelte er die Differenz von Codier- und Referenzproblem und verdeutlichte anhand verschiedener Sozialsysteme, wie beispielsweise am Wissenschaftssystem (mit dem binären Code Wahrheit/Unwahrheit), das Problem der Selbst- und Fremdreferenz. Als Fremdreferenz des Wissenschaftssystems diene die Methode, als Selbstreferenz die Theorie. Luhmann bot wenig Neues, selbstverständlich keine große Synthese, nicht mal neue Differenzen. Er rechtfertigte lediglich das konstruktivistische Programm. Es hat den Anschein, als ob Luhmanns mittlerweile unnötig gewordener koketter Schrei: 'Probiert's doch mal mit mir!' (keine Veranstaltung war während des Kongresses derartig überfüllt wie die seine) dazu dienen soll, ihn zumindest rhetorisch in der vielleicht angenehmeren Position des ewig unverstandenen Avantgarde-Theoretikers verbleiben zu lassen. Luhmannsche Systemtheorie gehört heute jedoch zweifellos zum Mainstream.

Renate Mayntz nahm sich in einem gehaltenen Referat dem Dauerbrennerthema der Übernahme naturwissenschaftlicher Modelle in die sozialwissenschaftliche Theoriebildung an und unterzog dabei die moderne Systemtheorie einer konstruktiven Kritik. Die naturwissenschaftlich inspirierte Systemtheorie verspreche zwar eine Lösung des alten theoretischen Problems der Verbindung von Mikro und Makro, bliebe aber z.B. in der Luhmannschen Version "handlungstheoretisch blaß." Die Aufklärerin Mayntz bestand darauf, daß eine Gesellschaft lernen könne und daß Menschen zur Organisation fähig seien und kam zu dem Schluß: "Was als Emergenz aussieht, kann sehr wohl gesteuert sein."

Habermas, der offizielle Aufklärer und Luhmann-Antipode, war leider auf dem Kongreß nicht zugegen. Stattdessen hatte er seinen Auftritt zwei Wochen zuvor auf dem Philosophie-Kongreß in Hamburg. Langweilt ihn die heutige, unübersichtliche Soziologie? Stellvertretend für ihn konstatierte Axel

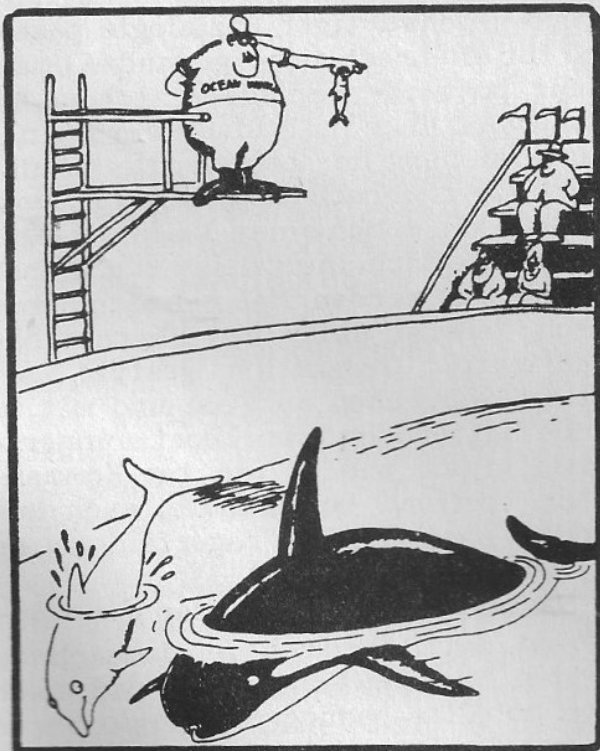


Honneth ganz habermasianisch einen Kommunikationsverlust und damit einhergehend eine zunehmende Verschleierung von Realität und Fiktion. Doch die 'postmodernen Sozialtheorien' und deren Postulat des Verzichts auf Kategorien wie Rationalität, Normativität und Steuerbarkeit des sozialen Geschehens sind für ihn "die falsche Antwort auf ein richtig gestelltes Problem." Er hält weiterhin "normative Strukturen der sozialen Anerkennung" für unverzichtbar, weil nur auf diesem Wege Freiheit und Moral "postindustrieller Sittlichkeit" erreichbar seien. Doch letztlich, so unser Eindruck, wurde ausgerechnet hier in Frankfurt die kritische Theorie zu Grabe getragen.

Bei dem Prozeß der Europäisierung und des Zerfalls osteuropäischer Staaten schaut die Soziologie wie das Kaninchen auf die Schlange. Selbst die Ausradierung des Staates der DDR läßt die einst so politisierende Wissenschaft im Schweigen verharren. Es ist schon als grotesk zu bezeichnen, wie die Soziologie sich anschickt, die nicht wiederkehrende Chance, die Affiliation verschiedener Gesellschaftsformationen theoretisch zu begleiten und analytisch

zu erhellen, ungenutzt verstreichen zu lassen. Die Soziologie scheint auf dem besten Wege, ihre historische Stunde zu verschlafen.

An gewohnter Nomenklatur festhaltend und wenig theoretisierend sprach Ralf Dahrendorf, mit dem Ausdruck eines gewissen Triumphes gegenüber den 68ern und dem verkniffenen Hinweis auf die augenscheinliche Robustheit kapitalistischer Gesellschaften, von der Entwicklung zur Anomie in den zerbrechenden resp. zerbrochenen osteuropäischen Gesellschaften und von der Fundamentalisierung Arabiens. Er reanimierte die Poppersche Unterscheidung zwischen offenen und geschlossenen Gesellschaften und fordert soziologische Antworten auf die Fragen nach den politischen Folgen von Herrschaftsverlust durch Anstieg der Optionen und nach möglichen Quellen neuer Machtsysteme, welche in Tiefenstrukturen, wie



„Der Hering ist mir scheißegal... ich geh diesmal aufs Ganze!“

sich GfS (Ost) und DGS (West) zusammenschließen sollten. Meyers abschließende Worte, daß "es (..) immer nur die halbe Wahrheit sein (wird), die wir (die Ostsoziologen, d.A.) mitteilen können", mögen insofern tröstlich sein, als daß auch im Westen oftmals nur die halbe

Wahrheit vermittelt wird. Dürfen wir daraus etwa schließen, daß durch die gesamtsoziologische Vereinigung von Ost und West gar die ganze Wahrheit ans Licht kommt?

Das Thema DDR-Soziologie fand seine Fortführung in einer zusätzlich ins Programm genommenen ad hoc Gruppe. Einig waren sich die auf dem Podium sitzenden Referenten aus der DDR, daß es, obschon vordergründig Arbeits-, Betriebs- und Techniksoziologie erforscht wurde, freilich unter Ausklammerung von Herrschafts- und Machtaspekten, durchaus diverse theoretische Ansätze und die Möglichkeit zur Reflexion 'moderner westlicher Denkansätze' gegeben habe. Podiumseinig war man sich auch, daß sich der Wissensstand nicht so darstelle, wie er in den Publikationen seinen Niederschlag fand. Es gäbe durchaus informelles Hintergrundwissen, das nun darzulegen und aufzuarbeiten sei. Manfred Lötsch, Mitarbeiter der ehemaligen Akademie für Gesellschaftswissenschaften beim ZK der SED, betonte den 'internen Code', das zwischen den Zeilen Geschriebene, als weiteren Beleg für die Nichtgleichsetzbarkeit von DDR-Soziologie und dem Bild ihrer publizierten Schriften. Sowohl Günter Rudolph als auch Hansgünter Meyer vertraten die Ansicht eines eingeschränkten Pluralismus in der DDR, und beide sehen in einer verstärkenden Zusammenarbeit mit der Ferdinand-Tönnies-Gesellschaft eine gute Chance, bereits geknüpfte Kontakte zu intensivieren und somit auf dem Wege zur Ost-West-Zusammenarbeit einen Schritt voranzuschreiten.

Nicht nur die ost-, sondern auch die westdeutsche Soziologie sollte sich einer kritischen Bestandsaufnahme unterziehen. So geschah es durchaus in einer Veranstaltung des Ausschusses für Lehre der DGS, in der über das Problemfeld 'Soziologie zwischen Studium und Praxis' diskutiert wurde. Lars Clausen konstatierte eine 'desolate Lage der Soziologie', gestand ihr jedoch Reformfähigkeit zu. Von der Beobachtung ausgehend, daß man sich innerhalb der Zukunft "nicht mehr an die Gurgel

geht" (was im übrigen auch in Frankfurt unübersehbar war) und von "alten Grabenkämpfen zur duldsamen Isolation" übergegangen sei, gar die Bücher der Kollegen nicht mehr zur Kenntnis nähme und sich obendrein gegenseitig langweile, sei es nur folgerichtig festzustellen, daß die Soziologie das 'Abenteuerliche' verloren habe. Zu Recht beklagte er die fehlende Medienresonanz. Doch worauf soll diese sich beziehen? Clausen stellte die provozierende Frage, "worauf sind Soziologen stolz?" und kam zu dem Schluß, daß sein Fach die Jugend nicht mehr fasziniere, daß kein 'Neugiervorfeld' existiere, daß Soziologie schlicht nicht mehr beeindrücke. Rückläufige StudentInnenzahlen belegen seine Worte. Die Soziologie, so seine Kritik, sei oftmals keine kenntnisgesteuerte Macht und faktisch anwendungsunfähig.

Hinzuzufügen ist, daß die Soziologie wegkommen muß von der nur noch polemisch zu formulierenden, wollüstigen Onanie wortungeheuer gewordener Trivialitäten. Wer nicht, wie es eine kritische Stimme im Auditorium bestätigte, in einem mehrsemestrigen Studium eine gewisse Resistenzfähigkeit gegenüber der Soziologienomenklatur entwickelt habe, wird auf diese Wissenschaft wohl kaum neugierig, sondern eher nur verschreckt werden. Clausen war sicher ein geeigneter Redner für dieses Plädoyer, gehört er, als Meister des Wortes, doch zum kleinen Kreis derjenigen Soziologen, der von diesem Vorwurf frei zu sprechen ist. Er entzog sich dann auch nicht der Aufgabe, Änderungsvorschläge zu unterbreiten. Wenn die Studenten ausbleiben, muß eine Nachfrage geschaffen und die Lehre verbessert werden. Clausen fordert den Brückenbau zur Jugend und beklagt, daß es der Soziologie im Gegensatz zu manch einer anderen Wissenschaft an kompetenten Sachbuchautoren und Fachjournalisten mangle. Ferner forderte er die Verhütung von Scheinkontroversen (wie z.B. die zwischen Theorie und Methodik), ein forschungsorientiertes Studium, regionale Soziologentage unter dem Aspekt lokaler Forschungsergebnisse, eine aktive Lehrbuchpolitik (Leselisten) und eine konsequente Rezension soziologischer Schulbücher.

Die von Clausen vorgetragenen Vorschläge sind Schritte in die richtige Richtung und klingen besonders wohl, weil noch bis zum WS 89/90 ein F.U. Pappi am Institut für Soziologie den Studierenden klar zu verstehen gab, daß er sehr wohl ohne sie auskäme und die Forschung für ihn absolute Priorität genösse. Es ist mehr als wünschenswert, wenn die von Clausen angeführten Aspekte bei der Berufung des zweiten Lehrstuhlvertreters am Institut für Soziologie an der C.A.U. ihre konsequente Berücksichtigung fänden. Die Meßlatte ist hoch angelegt, ob die behäbige Soziologie darüberspringen kann, wird mit Spannung und Erwartung beobachtet.

Abschließend sei uns erlaubt, selbstredende Impressionen vom Geschehen am Rande des Soziologentages darzustellen und die Frage aufzuwerfen, ob nachstehende Beobachtungen in den Trend gegenwärtiger Soziologie passen und für eine nach außen gewandte Umsetzung postmoderner Ideen stehen. Die Diskussion über Individualisierung und Pluralisierung der Lebensstile scheint nicht nur theoretisch en vogue zu sein, sondern von manch einem Jungsoziologen auch äußerlich auffällig zur Schau getragen zu werden. Man gab sich dynamisch, äußerst aktiv und überaus beschäftigt. Ordentlich gestylt, mit College-Schühchen am Fuße und mit im Winde flatternden Trenchcoat erinnerte manch einer, wie es ein taz-Kommentator treffend bezeichnete, auch äußerlich eher an Karl Lagerfeld als an Karl Marx.

Der Umgang untereinander war weitgehend nett. Dennoch zeigte sich am letzten Tag des Kongresses, daß solch eine geballte Ladung Soziologie ihren Tribut fordert und manchen überfordert. Von Müdigkeit gezeichnet, verließen viele Teilnehmer bereits am Freitagmittag vorzeitig den Kongreß und nutzten das schöne Wetter für eine Shopping-Tour in Frankfurt. Die Spannung war dahin, man gab sich gelöst, wie etwa die drei Professoren, die sich scheinbar unermüdlich und unter großem Gejohle Akademikerwitze erzählten.

Martin Rost, Klaus Schroeter